

Zeitschrift:	Schweizer Schule
Herausgeber:	Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band:	62 (1975)
Heft:	10: Aspekte des modernen Deutschunterrichts I
Artikel:	Zur neuen Fassung der Wortartbegriffe in der deutschen Grammatik
Autor:	Voegeli, Walter
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-530528

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

2. Die verschiedene Bedeutung (Nomolexem) von «wieder» und «wider» wird durch die Graphie (Orthographie) sichtbar gemacht.

3. «Weil es regnet» / «Wegen des Regens»: Nomosyntaktisch sind die beiden Aussagen identisch (Kausalität), verschieden sind sie morphosyntaktisch, nämlich in einem Fall konjunktionaler Gliedsatz, im andern Fall präpositionaler Genitiv.

Doch es sollen hier nicht mögliche Grammatikinhalte dargelegt werden, sondern es ist die Frage nach dem Sinn der Grammatik, im weiten Sinn gefasst, gestellt.

1. Da der Mensch wesentlich ein durch Sprache gekennzeichnetes und auf Kommunikation angelegtes Lebewesen ist, soll der Schüler im Umgang mit der Sprache, gleichsam mit ihren Möglichkeiten spielend, erfahren, inwiefern und inwieweit er in seinem Denken, Handeln und Fühlen durch Sprache bestimmt ist; er soll erfahren, wo und wie die Grenzen der verbalen und nichtverbalen Kommunikation verlaufen; er soll erfahren, dass er Teilhaber einer Sprachgemeinschaft ist, genauer, dass alles sprachliche Handeln je nach Situation, Intention, Rolle verschiedener Codes bedarf.

2. Reflexion über Sprache vermittelt dem Schüler Einsicht in den komplexen Zeichen-

charakter alles Sprachlichen und in die Gesetzmäßigkeiten der Sprache.

3. Mit dem Erkennen des normativen und konventionellen Charakters der Sprache gewinnt er aber auch Einsicht in die Relativität alles Normativen und Konventionellen. Er wagt es, sich unter Umständen von schon Vorgeformtem zu befreien und zu eigenem sprachlichen Handeln zu kommen (Kreativer Aspekt).

4. Solcherweise wird er aber auch imstande sein, die mannigfaltigen Formen der Sprachmanipulation, nicht nur in Werbung und Politik, sondern auch bei den täglichen Suggestionen, zu durchschauen und sich so von autoritären Zwängen, wenigstens innerlich, zu befreien.

5. Ein solcher Grammatikunterricht wird aber auch nicht in erster Linie auf eine universale Grammatik, bei der die Unterschiede von Sprache zu Sprache verschleiert werden, abzielen, sondern – kontrastiv – aufzeigen, wie verschieden die Grammatiken der einzelnen Sprachen sind. Man denke, um wenigstens ein Beispiel zu nennen, nur an die verschiedene Fassung von Adjektiv und Pronomen im Deutschen und Französischen. Verschiedene Sprachen sind verschiedene «Weltzugriffe», oder wie Wittgenstein es formuliert hat: «Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.»

Zur neuen Fassung der Wortartbegriffe in der deutschen Grammatik

Walter Voegeli

Eltern und Lehrer fragen

Die Schule wird seit einigen Jahren von Seiten der Fachwissenschaft, der Pädagogik und Didaktik mit Anträgen zur Revision bestehender Grundlagen förmlich überrannt. Nicht nur im Hinblick auf die Klassenführung, auf das Unterrichtsgeschehen, die erzieherische Haltung des Lehrers, sondern deutlich auch im Hinblick auf die stofflichen Voraussetzungen der Schulbücher werden Stimmen laut, die eine Änderung der inneren Strukturen verlangen. Im Bereich der Mathematik hat das bereits zu Konfliktsituationen

geführt, die wir keinesfalls auf die leichte Schulter nehmen dürfen. Man wirft der Schule aus Elternkreisen vor, dass sie auf Kosten des Kindes experimentiere, dass man Unausgegorenes in den Unterricht hineinträgt.

Wir haben wohl keinen leichten Stand, wenn wir inmitten solcher Auseinandersetzungen auch noch für die Neufassung der grammatischen Terminologie in der deutschen Sprache eintreten. Wer in Lehrerbildungskursen das Vorhaben ausweisen muss, hört zuerst die Frage: «Ist das denn notwendig? Sind

wir nicht schon mit anderem belastet genug?» Zur Verteidigung kann man hier für einmal anführen, dass wir nichts Unausgegorenes in den Unterricht hineinragen. Die neue Fassung der Wortartbegriffe hat sich innerhalb von 15 Jahren durchgesetzt. Sie ist in den Grammatikduden aufgenommen worden. Wir können somit auf einer Basis aufbauen, die kaum so schnell wieder relativiert wird. Aus diesem Grund ist es möglich, Emotionales aus dem Spiel zu lassen und im Sinne einer sachlichen Aufklärung die Notwendigkeit einer Umarbeitung bestehender Sprachlehrbücher zu begründen. Die nachfolgenden Ausführungen sind in diesem Sinne zu verstehen.

Die Ausgangslage

Im Jahre 1947 ist im Francke Verlag, Bern, die Dissertation von Hans Glinz erschienen. Sie trägt den Titel: Geschichte und Kritik der Lehre von den Satzgliedern in der deutschen Sprache. Ihr folgte im Jahre 1952 das umfassende Werk: Die innere Form des Deutschen. In den beiden Publikationen leuchtet der Verfasser die überkommene grammatische Terminologie kritisch aus und bringt überdies Vorschläge zu einer angemesseneren Fassung der Satzglied- und Wortartbegriffe. Es erregte einiges Aufsehen, als Glinz belegen konnte, dass die Schule im Deutschunterricht über Jahrzehnte, ja zum Teil über zwei Jahrhunderte hinweg, Begriffe weitergegeben hat, die im Hinblick auf die Struktur der deutschen Gegenwartssprache wenig reflektiert worden sind. Die Begriffe und Bezeichnungen der Wortarten übernahm man unbesehen aus der Antike, die Begriffe und Bezeichnungen der Satzglieder entstammen der vom Arzt und Naturforscher K. F. Becker um 1830 publizierten Sprachtheorie, welche bald nach ihrem Erscheinen von den führenden Wissenschaftern abgelehnt wurde. Dagegen traten Pädagogen wie Thomas Scherr und Raimund Jakob Wurst für diese Theorie ein. So hat sie sich in der Schule eine Stellung erobert, die ihr eigentlich nie hätte zukommen dürfen. Wir wollen es mit diesen Fakten bewenden lassen, denn die Erörterung der kulturgeschichtlichen Voraussetzungen für den Siegeszug des Beckerschen Systems würde uns von unserem Vorhaben zu weit abbrin-

gen. Wir haben uns ja entschlossen, einzig auf die Neufassung der Wortartbegriffe einzugehen. Hans Glinz hat wohl in seinem Werk «Die innere Form des Deutschen» eine neue Satzgliedtheorie entworfen. Doch hat sie sich bis heute noch nicht durchgesetzt. Es ist deshalb geboten, die weitere Entwicklung abzuwarten.

Zur Entstehung der Wort- und Formenlehre

Erste Ansätze zu einer Wort- und Formenlehre finden wir schon früh in Indien und in der griechischen Antike. Sie entfalten sich einerseits im Umkreis der heiligen Schriften, der Weden, und andererseits im Umkreis der Epen und Hymnen Homers. Für uns von Bedeutung ist vor allem die Entwicklung im alten Griechenland. Alfred Heuss weist in der Propyläen Weltgeschichte nach, dass sich die Griechen nicht im Hinblick auf die nationale Einheit fanden, sondern im Hinblick auf dieselben religiösen Voraussetzungen. Man kannte dieselben Götter und verehrte sie in Heiligtümern, die keinesfalls nur eine regionale Relevanz hatten. Dass jene Werke, in denen diese Götter eine zentrale Rolle spielen, im Mittelpunkt des Interesses standen, bedarf deshalb keines besonderen Nachweises. Vor allem die Ilias fand eine Verbreitung, die in gewissem Sinne nur noch mit jener der Divina Commedia von Dante verglichen werden kann. Es waren vor allem Rhapsoden, welche das Epos weitertrugen. Solange ein Epos in der mündlichen Tradition verbleibt, kann es sich leicht dem Wandel der sprachlichen Ausdrucksformen anpassen. Sobald indessen eine Aufzeichnung erfolgt, ändern sich die Voraussetzungen. Die Sprache einer bestimmten Zeit wird fixiert. Man legt sich auf bestimmte Wortkörper und Klangformen, auf Inhalte und Normen fest. Wer ein solches Werk später verstehen will, kommt schwierlich mehr ohne Hilfen aus. Es ist ja eine bekannte Erscheinung, dass sich die Sprache wandelt, Wortkörper nicht unbedingt mehr mit früheren Inhalten gefüllt werden. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an den Beginn des Märchens vom Rotkäppchen: Es war einmal eine kleine, süsse *Dirn*... Ähnliches geschah, als im 6. Jahrhundert vor Christus die Ilias unter der Regierung des Peisistratos aufgezeichnet wurde. Schon die

Griechen des 5. Jahrhunderts hatten Mühe, dem Wortlaut in allen Teilen zu folgen. Man war gezwungen, Glossare anzulegen, d. h. Wort-, Sach- und Formerkklärungen zu geben. Das geschah freilich nie in systematischer Art. Indessen finden wir in den Glossaren dennoch den Keim zu einer ersten grammatischen Analyse im engeren Sinn. Die Sprache wird inhaltlich und formal ausgeleuchtet. So wird uns jetzt der viel befrachtete Begriff «Grammatik» vertrauter. Er geht auf das Wort «gramma» zurück, und das heisst: Buchstabe, Aufgezeichnetes. In dem man sich mit dem Buchstaben, dem Aufgezeichneten beschäftigte, leitete man eine neue Weise der Sprachbegegnung ein. Nicht dass es zuvor am Fragen nach dem Wesen der Sprache gefehlt hätte! Im Gegen teil. Doch war dieses Fragen anders gespannt als jenes, das sich im Umkreis der Glossare zeigte. Im Zuge der Entwicklung, gefördert durch die intellektuell orientierten Anliegen der Sophisten, finden wir bereits im 2. Jahrhundert vor Christus eine Differenzierung des griechischen Wortschatzes nach formallogischen Kriterien. Man kennt da 8 Teile der Rede, 8 Wortarten:

ònama (Substantiv, Adjektiv, Numerale)
rhèma (Verb)
metochè (Partizip)
àrthron (Artikel, Relativpronomen)
antonymìa (Persönliches und besitzanzeigendes Pronomen)
pròthesis (Präposition)
epirrhèma (Adverb)
syndesmos (Konjunktion)

Diese 8 Wortarten wurden von den Römern übernommen. Man musste nur kleine Modifikationen anbringen. Das àrthron fiel weg, weil das Lateinische den Artikel nicht kennt. Beigefügt wurde die Interjektion.

Weitere kleine Umstellungen brachte das Mittelalter. Das Adjektiv wurde als eine besondere Wortart aus der Kategorie der ònama ausgeschieden. Im 16. Jahrhundert schied man weiter das Numerale aus der Kategorie der Nomen aus und führte den Namen «Artikel» ein. Das Partizip wurde in die Wortart Verb eingereiht. So stehen denn seit 1781 die 10 Wortarten bereit, welche in der Schule zum Teil bis heute gelehrt werden. Entscheidend in allem ist, dass man die

griechisch-lateinische Terminologie unbesehen übernahm und nicht prüfte, ob sich die deutsche Gegenwartssprache nach denselben Voraussetzungen aufgliedern lasse. Es ist das durchaus verständlich, da das Deutsche lange Zeit im Schlepptau des Lateins segelte und vielfach noch heute der imponierenden logischen Konsequenz der romanischen Sprachen gefügig gemacht wird, das zumindest im Sektor der grammatischen Analyse.

Zur Revision der alten Wortartbegriffe

Die Sprachwissenschaft hat nach dem Zweiten Weltkrieg die längst fällige Reflexion der alten Wortartbegriffe energisch vorangetrieben. Ein erstes Ziel bestand darin, eine Flurbereinigung vorzunehmen. Hier hat wiederum Hans Glinz aufgrund wissenschaftlicher Vorarbeiten den Stein ins Rollen gebracht. Als ehemaligem Volksschullehrer lag ihm viel daran, nicht nur auf der wissenschaftlichen Ebene in einem enger umzirkten Kreis eine Revision des grammatischen Denkens in die Wege zu leiten, sondern seine Forschungen auch der Schule dienstbar zu machen. Er war schon von jeher davon überzeugt, dass die Grammatik falsch verstanden werde, wenn man sie abseits vom Lese- und Aufsatzunterricht in einem exklusiven Bereich ansiedle. Er kann sich darin auf die ältesten Grammatiker berufen, die der Sprache ursprünglicher verpflichtet waren als die späteren Formalisten. Es ist hier nicht zu prüfen, wie dieses Vorhaben didaktisch vorbereitet werden muss, wenn es entwicklungspsychologischen Gegebenheiten entsprechen und überdies der Lage des Mundartsprechers entgegenkommen soll. In unserem Zusammenhang geht es einzig um die Erhellung einer grammatischen Terminologie, die Einsichten ins Sprachgeschehen ermöglicht.

Glinz erkannte bald, dass mit der Übernahme bestehender Begriffe kein ausreichend sicherer Stand für die Erkenntnis der Funktionsgesetze der deutschen Sprache gewonnen werden kann. Und so begann er eben wieder ganz von vorne. Er verfügte nicht aus der Tradition gebundenheit heraus über die Sprache, sondern befragte die deutsche Sprache im Text, im Wortlaut des Alltags. Wir wollen jetzt diesem Vorgehen folgen. Vor

uns liegt eine Hymne Hölderlins. Sie trägt den Titel: Des Morgens».

*Vom Taue glänzt der Rasen; beweglicher
Eilt schon die wache Quelle; die Buche neigt
Ihr schwankes Haupt und im Geblätter
Rauscht es und schimmert ...*

Ich verzichte auf den Abdruck des ganzen Gedichts. Es genügt der Anfang, um darzulegen, auf welcher Grundlage die neuere Sprachwissenschaft arbeitet. Für diese Arbeitsweise ist es kennzeichnend, dass nicht sogleich nach grammatischen Kategorien gefragt wird, sondern das Gedicht als solches, in seiner Aussage, zuerst einmal verstanden werden will. Dabei zeigt sich allerdings bald, dass das Verstehen bedingt ist durch das sinnerfassende Lesen. Entscheidend ist, dass wir in die richtige Lage zum Text gelangen. Dem einen gelingt das auf Anhieb, dem andern erst, wenn er die Reflexion einschaltet. Im Reflektieren nehme ich Abstand vom Vers und beginne mit diesem Vers zu experimentieren, bewusst zu spielen. Was heisst das konkret? Die erste Zeile bricht beim Wort «beweglicher» ab. Der Leerraum dahinter erwirkt, dass ich im Lesen unwillkürlich innehalte. Wenn ich darauf neu einsetze mit der Wortfolge: «Eilt schon die wache Quelle», spüre ich unvermittelt, dass mir der Zusammenhang zu entgleiten droht. Ich muss nochmals neu beginnen und merke jetzt, dass ein Zeilensprung vorliegt. Der Sinn gibt sich mir ungebrochen, wenn ich lese: «...beweglicher eilt schon die wache Quelle.» Indessen fällt mir zugleich auf, dass der Sinn denn doch nicht ganz zerstört wurde, als ich nach dem Wort «beweglicher» eine Pause einschaltete. Nur eben war meine Pause zu lang, zu gedeihnt, vom Ganzen her nicht richtig bemessen. Eine erste Einsicht bahnt sich an: Der Sinn einer Aussage entschlüsselt sich mir leichter, wenn ich vom Rhythmus dieser Aussage getragen bin, wenn ich spüre, wie der Satz in seinen Gliedeinheiten atmet, wie sich diese Gliedeinheiten im Ganzen finden. Offenkundig also ist eine Aussage kein amorph kompaktes Gebilde, sondern ein Ganzes, in dem Strukturen mit je unterschiedlicher Tonlage und Gebundenheit sich melden. Dieses subtile Gewebe, das wir im deutschen Satz erkannt haben, holt uns ins Eigene unserer

Sprache hinein. In diesem Augenblick dürfen wir auch weiter fragen und wägen, ohne in die Gefahrenzone aufdringlicher Geschwätzigkeit hineinzugeraten. Es fällt uns auf, dass gewisse Gebilde nicht auseinandergerissen werden können, da sonst der Rhythmus des Satzes zu stocken beginnt. Der Willkür sind Grenzen gesetzt. So kann ich unmöglich lesen: «Vom ... Taue glänzt ... der ... Rasen beweglicher.» Es gibt Gliedeinheiten, die ungebärdig reagieren, wenn ich ihre Klangform störe. «Vom Taue» gibt sich mir als eine derartige Klangeinheit, und weiter finde ich sie in der Folge: die wache Quelle. «Eilt», «beweglicher» sowie «schon» scheinen lockerer gebunden zu sein, wenngleich die Pausen auch hier nicht nach Belieben gedeihnt werden dürfen.

In diesem Fragen und Wägen ist etwas von Bedeutung: Die neuere Sprachwissenschaft verfügt nicht einfach über den deutschen Satz, über die rhythmische Prägung der Rede. Es geht ihr vielmehr darum, im sorgsamen Tasten und Spüren Antworten ins Gehör zu bekommen. Erst wenn sich das ereignet hat, versucht sie, ein Ergebnis im Begriff festzuhalten. In unserem Fall könnte man sagen: Was unmittelbar gebunden ist und nicht ohne Sinnstörung auseinandergerissen werden darf, nennen wir ein Satzglied. Der Beweis ist leicht zu erbringen, wenn man mit dem Satz spielt. Bauen wir nämlich diesen Satz um, so sehen wir, dass die zuvor erwähnten Klangeinheiten stets gesamthaft verschoben werden müssen: *Der Rasen glänzt vom Taue. Die wache Quelle eilt schon beweglicher.* Das wäre eine erste Feststellung.

Allerdings beruhigt sich das Fragen noch nicht ganz. Wir entdecken nämlich, dass im vorliegenden Fall innerhalb eines Satzgliedes bis zu drei Untereinheiten vereint sind. Versuchen wir, weiter zu spalten, so ist immer noch Sinn vorhanden: *vom / Taue / die / wache/Quelle.* Wir sehen Bilder, spüren Verweise. Nur ist jetzt alles gleichsam lose in die Luft gehängt. Es ist keine Bindung mehr vorhanden. Wir sind mit blockartigen Gebilden konfrontiert. Diese Gebilde nennt man nach altem, grammatischem Brauch *Wörter*. Wenden wir uns nun diesen Wörtern zu! Sofort fällt uns auf, dass sie Unterschiedliches besagen. Wir können sie nicht in ein

und derselben Rubrik unterbringen. Uns schwer erkennen wir, dass es auch da Gruppierungen gibt, die in sich einen festeren Zusammenhang haben. Es scheinen Wörter wie «glänzt, eilt, neigt, rauscht, schimmert» sich abzuheben von Wörtern wie «beweglicher, wache, schwankes» oder «der, die», «vom, um» usw. Was für eine Bewandtnis hat es mit dieser Sonderung?

Im Buch «Der deutsche Satz», Pädagogischer Verlag Schwann, Düsseldorf, 1957, führt Glinz den Begriff «Prägung» ein. Er kann uns weiterhelfen. Es ist Konrad Lorenz, der diesen Begriff in die Tierpsychologie eingeführt hat. Das Jungtier übernimmt vom Elterntier bestimmte Reaktions- und Verhaltensweisen. In Gefahrensituationen reagiert es nach einem bestimmten Muster, das ihm von den Eltern mitgegeben worden ist. Ähnliches geschieht übrigens im Bereich des menschlichen Daseins. Es sei nur im Vorbeiweg darauf verwiesen, dass viele Junglehrer einstige Lehrer bis in die Korrekturzeichen hinein kopieren. Es ist oft ein vergebliches Bemühen, diesen jungen Menschen eine neue Sicht auf die Sprache eröffnen zu wollen. Die Prägung durch den einstigen Unterricht wirkt so stark, dass sie sich hartnäckig neuen Einsichten entziehen, auf der einmal erworbenen Position beharren. So wie nun im Human- und Tierbereich Reaktionsweisen eingeprägt werden können, ist auch unsere Sprache Prägungseinflüssen unterworfen. Sie reagiert etwa formal in bestimmter Weise. Das soll im folgenden erhellt werden.

Prägungskategorien der deutschen Sprache

1. Das Zeitwort

Wenn zuvor von Wörtern die Rede war, die eine engere Zusammengehörigkeit haben, so ist wohl an erster Stelle auf die Einheiten «glänzt, eilt, neigt, rauscht, schimmert» einzutreten. Ihr Grundcharakter erschliesst sich uns sofort, wenn wir mit wachen Sinnen auf sie eingehen. Wir spüren, dass sie dynamisch aufgeladen sind, in je verschiedener Weise Bewegungen auslösen, Bewegungen signalisieren. Gewiss gehören zu dieser Gruppe auch Wörter wie «steht, ist, bleibt». Da scheint sich ein Widerspruch anzubahnen, denn vorerst spüren wir in diesem Umkreis keine Dynamik. Wir sprechen eher von Zuständen. Das schärfere Hinse-

hen deckt jedoch bald auf, dass die Dynamik nur scheinbar zur Ruhe gekommen ist. Stellen wir nämlich «steht, ist, bleibt» neben «Stand, Sein, Bleiben», zeichnet sich gleich eine andere Fassung des Inhaltes ab. Substanzmässig haben wir nichts geändert, aber wir sind mehr ins Abgezirkte hineingeraten. Interessant übrigens der Übergang von «bleibt» zu «Bleiben». Er ist weniger ausgeprägt als jener von «steht» zu «Stand» oder «ist» zu «Sein». Schon hier gewahren wir, dass es innerhalb zweier Gruppen Übergänge gibt. Wer die Sprache fassen will, darf sie nicht in ein enges Gehege sperren, da ihm sonst die feinere Schwingung entgleitet. Kehren wir nach diesem kleinen Exkurs zu unserer ersten Gruppe zurück. Wir erkennen da als Grundmotivation eine dynamische Komponente.

Auffallend ist im weitern, dass diese Dynamik immer in Zeitbezüge eingespannt wird. Die zuvor genannten Wörter sind zeitlicher Veränderung zugänglich, auf Zeitlichkeit geprägt. Ich kann sagen: glänzt/glänzte usw. Geringfügige Veränderungen genügen, um einen andern Zeitbezug zu bezeichnen. Das ist in keiner andern Gruppe möglich. Ich kann nie sagen: der Augenblick und der «Augenblock». Ich kann aber sagen: wiegt/wog. Überdies binden sich unsere Wörter leicht an eine Person, die an einem Ereignis beteiligt ist: Peter schwänzt die Schule. Er ist ins Kino gegangen.

Wir müssen nicht weitergehen, denn die formale Prägung ist wohl genügend ausgewiesen. Wir geben dieser Gruppe die Bezeichnung: **Zeitwort**.

2. Das Namenwort

Wenn wir auf unseren Text zurückgreifen, finden wir dort Wörter wie «Buche, Quelle, Geblätter, Tau(e), Haupt». Sie haben einen andern Grundcharakter, begreifen die Welt in anderer Hinsicht. Die Bewegung ist fast zur Ruhe gekommen. Erscheinungen werden im gegenständlich gelassenen Schauen erfasst. Wir gewahren Konturen, registrieren Formen. Nichts kann uns mehr entgleiten, denn wir haben es bei seinem Namen gerufen. Darf es uns wundern, dass die Amtssprache zu dieser Gruppe eine besondere Zuneigung hat? Die Welt will verwaltet sein. Nun, man kann auch anders empfinden als unsere Kartotheken in den Amtshäusern, und dann

sieht man im Baum den Gott, in der Quelle die Nymphe.

Im Hinblick auf die formale Prägung dieser Gruppe fällt auf, dass hier die Zahl eine Rolle zu spielen beginnt: Baum/Bäume, dass Geschlechtszuschreibungen wichtig werden: Mann/Frau/Kind, dass Fallendungen eine Rolle spielen: Baum/Baums. Wir belegen diese Gruppe mit der Bezeichnung *Namenwort*.

3. Begleiter und Stellvertreter

In unserem Text gibt es Wörter, die sich erneut von den bisherigen Kategorien abheben: der, die, ihr, es. Welche Aufgabe kommt ihnen im Sprechen zu? Entweder verweisen sie auf eine Erscheinung oder stehen stellvertretend für diese Erscheinung da: *der Baum / er*. Dieses Verweisen und diese Stellvertretung können verschiedene Färbungen haben, einmal mehr auf den Besitz oder einmal mehr auf die Person bezogen sein, um nur zwei Nuancierungen zu nennen. Im Hinblick auf die formale Prägung sind die Wörter dieser Gruppe denselben Veränderungen zugänglich wie die Namenwörter. Das versteht sich von selbst. Da sie nun aber nicht ohne diese Namenwörter auskommen, nennen wir sie *Begleiter und Stellvertreter des Namenwortes*.

4. Das Antwort

Unser Text verweist uns ferner auf eine Wortgruppe, die wiederum ein eigenes Gesicht hat, die Welt in bestimmter Weise versteht: *beweglich(er)*, *wach(e)*, *schwank(es)*. Was geht hier vor? Haben wir im Bereich der Zeitwörter von einer dynamischen Aufladung gesprochen, so müsste man jetzt eher die Kennzeichnung «flimmern» einsetzen. In der Gruppe der zuvor genannten Wörter tauchen vielfach Farben auf: rot, rötlich usw. Sie schicken uns bestimmte Schwingungen einer Erscheinung zu oder drücken dieser Erscheinung ein Merkmal auf. Indessen dürfen wir hier nicht stehen bleiben. Die in dieser Gruppe versammelten Wörter nuancieren auch Vorgänge: *beweglicher* eilt die wache Quelle. Ihre formale Prägung besteht darin, dass sie *flektiert* und *unflektiert* vorkommen können: Ich habe Mitleid mit dem *armen* Kind. Das Kind ist *arm*. Die Kinder sind *arm*. Oder: Er läuft *schnell*. Der *schnelle* Läufer ... Was diese Beispiele zusammenbindet, ist die Bezeichnung der *Art des Vorgangs*, die

Bezeichnung des *Merkmals einer Erscheinung*. Nun aber geraten wir mit der alten Grammatik in einen Widerspruch, denn bisher haben wir deutlich geschieden, indem wir fragten, ob ein Wort die *Erscheinung* oder den *Vorgang* differenziere. Wir sagten: Der *schnelle* Läufer, und bezeichneten *schnelle* als Eigenschaftswort (Adjektiv), während wir im Fall: Er läuft *schnell*, das Wort *schnell* in die Gruppe der Adverbien einreihen. Schauen wir deshalb die Sachlage einmal von der alten Grammatik her genauer an!

1. Adjektiv (Eigenschaftswort)

Die *schöne* Amsel singt. Die Amsel ist *schön*. Im ersten Fall spricht man von einem Adjektiv in attributiver Stellung, im zweiten Fall von einem Adjektiv in prädikativer Stellung. Man behandelt *schön* in beiden Fällen gleich und sagt, dass es Amsel näher umschreibe. Das Verb *ist* wird dabei zur Kopula degradiert: Amsel = schön.

2. Adjektivadverb (Umstandswort der Art und Weise)

Die Amsel singt *schön*.

Hier ist *singt* eigenständiges Prädikat, auf das sich *schön* bezieht. *Schön* tritt als Adjektiv in adverbialer Funktion auf: deshalb die Bezeichnung Adjektivadverb.

3. Reines Adverb (Umstandswort)

Die Amsel singt *oben*.

Oben antwortet auf die Frage *wo* und bezieht sich auf *singt*. Die Form ist starr. Das Wort kann nie als Adjektiv auftreten.

Die neuere Sprachwissenschaft fasst nun das *Adjektiv* und das *Adjektivadverb* zu einem Begriff zusammen: *Antwort*. Was berechtigt sie zu diesem Vorgehen im Hinblick auf die Wortartbestimmung in der deutschen Gegenwartssprache? Zuerst einmal der Umstand, dass im Fall 1 und 2 eine klare Merkmalsbezeichnung vorliegt. Der *Grundcharakter des Wortes ändert sich nicht*. Die *innere Prägung* ist dieselbe. Überdies ist das Wort *schön* in den Sätzen: Die Amsel ist *schön*, und: Die Amsel singt *schön, unflektiert*, also *starr*. Mit welchem Recht übrigens degradiert man im Satz: Die Amsel ist *schön*, das Verb *ist* so leichthin zur Kopula? Eindeutig den romanischen Sprachen zuliebe. Wer das Werk Martin Heideggers kennt, muss indessen stutzig werden. In den romanischen

Sprachen freilich liegt der Fall anders: *L'homme est beau. La femme est belle. Les hommes sont beaux. Les femmes sont belles.* Die Abhängigkeit des Wortes *schön* (*beau*) vom Subjekt ist unmissverständlich. So liegt denn auch eine andere formale Prägung vor als in der deutschen Gegenwartssprache. Dieses Antwort (Adjektiv) verändert sich in prädikativer Stellung nach dem Geschlecht und nach der Zahl. Es kommt dazu, dass der Franzose sagt: *Elle chante bien*, oder dann: *Elle chante merveilleusement bien*. Sobald *schön* (*bien*) auf *singt* bezogen ist, wird es starr. Zuvor war es veränderlich. Diesen Formwechsel macht das Deutsche nicht mit. Wir sehen also klar, dass sich die beiden Sprachen hier völlig anders verhalten. Im Deutschen zumal steht fest, dass die innere und äussere Prägung des Wortes *schön* in den Sätzen: *Die Amsel ist schön*, und: *Die Amsel singt schön*, dieselbe ist. Wir können demnach sagen, dass der Begriff *Antwort* die früheren Kategorien *Adjektiv* und *Adjektivadverb* zurecht zusammenfasst. Auszuscheiden sind einzig die reinen Adverbien, die ja auch durchwegs eine andere formale Prägung haben, also *nie flektiert* werden können. Beispiel: *oben*, *nicht*, *sehr*, *geradeaus*, *kopfüber* usw.

5. *Die Restgruppe, die Partikeln*

In unserem Text finden wir Formen wie «vom, im, um». Lassen wir uns durch die beiden ersten Beispiele nicht verwirren. Wir entdecken unschwer einen Zusammenzug: von dem, in dem. Dominierend indessen ist die Form *von, in*. Wie schon zuvor angedeutet worden ist, handelt es sich bei dieser Gruppe um starre Gebilde, die von ihrem Grundcharakter her schwerlich auf einen Nenner zu bringen sind. Es gehören dazu die Präpositionen (ab, nach, zu), die Konjunktionen (dass, und, oder), die reinen Adverbien (oben, sehr, wo). Diese Wörter, die immer *unflektiert* bleiben, bilden eine Art Restbestand. Sie sind in den andern Gruppen aufgrund ihrer formalen Prägung nicht unterzubringen. Deshalb spricht man von der *Restgruppe* oder auch nach altem, grammatischem Brauch von *Partikeln*.

Schlussbetrachtung

Wenn wir jetzt auf die 5 Kategorien zurück schauen, sehen wir, dass sich äusserlich

nicht gar zuviel geändert hat. Im Bereich des Artikels, der Pronomen, ist der Oberbegriff: *Begleiter und Stellvertreter*, im Bereich der Präpositionen, Konjunktionen und reinen Adverbien der Begriff: *Restgruppe, Partikeln* eingeführt worden. Nur im Hinblick auf die einstige Scheidung von Adjektiv und Adjektivadverb müssen wir umdenken. Das *Antwort* fasst, wie schon ausgeführt worden ist, die beiden alten Kategorien in eins zusammen. Zur Panik besteht in der Tat kein Anlass. Wo indessen liegt der Gewinn der neu gefassten Terminologie? Sie ist zweifellos flexibler und erfasst auch die deutsche Gegenwartssprache angemessener. Überdies wird unsere Haltung zur Sprache anders gestimmt. Es ist nicht auszuschliessen, dass die neu gewonnene Einsicht ins Sprachgeschehen auch früher schon Wirklichkeit werden konnte. Dann aber hat man bereits innerlich umgedacht. Immerhin wird heute offenkundiger, mit wie wenig Grundprägungen wir eigentlich im Sprechen und Schreiben auskommen. Es ist möglich, tiefgreifende wie auch ironisch gefärbte Gedanken mit diesen fünf Grundprägungen auszudrücken. Die Bibel ist ihnen verpflichtet, Goethes «Faust», der Roman «Die Blechtrommel» von Günter Grass, das Cabaret, die Predigt in der Kirche und im Dom. Das ist schon eine Sicht, die einiges zu bedenken gibt.

Es wäre freilich falsch, wenn wir jetzt annehmen, alle Schwierigkeiten bei der Bestimmung der Wortarten seien gelöst. Es ist keineswegs leichter, einem Kind der untern und mittleren Volksschule dieses System einsichtig zu machen als früher. Indessen bewegen wir uns auf einem tragfähigeren Boden, denn die neuen Begriffe und Bezeichnungen sind an der deutschen Sprache selbst erarbeitet worden. Es wird keine Theorie von aussen über diese Sprache verhängt. Dennoch kommen wir nicht um eine Entscheidungsfrage herum. Sie lautet: Wann sind Kinder aufgrund ihrer innern Entwicklung in der Lage, die zuvor dargelegten Einsichten ins Sprachgeschehen zu erfassen? Dazu die Anschlussfrage: Welcher Stellenwert ist der Reflexion und damit der Aneignung grammatischer Kenntnisse beim Spracherwerb zuzumessen? Darüber gehen die Ansichten noch auseinander. Vielleicht aber gelingt es bei einigem guten Willen, eine gemeinsame Basis zu finden.